

LADENBURG UND DER LOBDENGAU ZWISCHEN ‚LIMESFALL‘ UND DEN KAROLINGERN – EIN RESÜMEE

Roland Prien und Christian Witschel

Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen zurück auf die Vorträge, die im November 2014 auf dem Workshop „Ladenburg und der Lobdengau zwischen dem 3. und dem 9. Jahrhundert n. Chr. – neue archäologische und historische Erkenntnisse“ präsentiert wurden; nachträglich hinzugekommen sind die Aufsätze von Nicolai Futás, Roland Prien und Armin Volkmann. Die Herausgeber möchten an dieser Stelle den Versuch unternehmen, die einzelnen Beiträge kurz zusammenzufassen und jeweils in einen größeren Kontext zu stellen. Zudem wird in dieser Einführung auch auf diejenigen bei dem Workshop gehaltenen Vorträge eingegangen, die aus verschiedenen Gründen nicht in schriftlicher Form vorgelegt werden können; dabei handelt es sich um die Präsentationen von Susanne Brather-Walter, Manfred Benner, Janken Kracker, Manfred Löscher, Thomas Meier und Sven-Hinrich Siemers. Die Beobachtungen von Andreas Hensen zu dem spätrömischen *burgus* von Ladenburg sind in den Beitrag von Roland Prien eingeflossen.

Den Ausgangspunkt sowohl für die Ladenburger Tagung als auch für das nachfolgende Ausstellungsprojekt im Lobdengau-Museum (vgl. die Danksagung)¹ bildete eine kritische Auseinandersetzung mit den seit langem etablierten ‚Meistererzählungen‘ zu der Transformationsepoche zwischen römischer Antike und hohem Mittelalter, wie sie für Ladenburg und andere ehemals römische Siedlungen östlich des Rheines entwickelt worden sind.² Dieses Narrativ geht für die hier in den Blick genommene Periode von mehrfachen und jeweils einschneidenden Kulturbrüchen aus, die zudem mit einem wiederholten Wechsel der Bevölkerung in der Region verbunden gewesen seien: Zunächst habe während der ‚Krise des 3. Jahrhunderts‘ und insbesondere im Gefolge des ‚Limesfalles‘ um 260 n. Chr. die provinzialrömische Bevölkerung den einstmals blühenden *civitas*-Hauptort *Lopodunum* verlassen, der dadurch seine Bedeutung als regionales Zentrum

verloren habe. Bald darauf sei es auch am unteren Neckar zu einer ‚Landnahme‘ durch von Norden und Osten her einwandernde germanische Gruppen, die Alamannen, gekommen, welche aber die alten römischen Siedlungen teilweise gemieden und in einem dauerhaften Konflikt zum Imperium Romanum, das seine nunmehr am Rhein situierte Außengrenze im Laufe des 4. Jahrhunderts immer stärker befestigte, gestanden hätten.

Nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Rhein im früheren 5. Jahrhundert und einer darauffolgenden, aber nur kurzzeitigen Expansion des alamannischen Herrschaftsraumes hätte die Niederlage der Alamannen gegen den Frankenkönig Chlodwig in einer entscheidenden ‚Schlacht bei Zülpich‘ erneut dramatische Folgen für die Region gehabt: Während der südliche Teil der *Alamannia* noch eine Weile unter ostgotischem Protektorat fortexistiert habe, sei deren nördlicher Teil und damit auch das Gebiet am unteren Neckar direkt an das Frankenreich angegliedert worden. Dies habe eine herrschaftstechnische und kulturelle ‚Einfrankung‘ der Region zur Folge gehabt, welche radikal durchgeführt worden sei: Der Großteil der alamannischen Oberschicht sei vertrieben und durch fränkische Neusiedler ersetzt worden, was sowohl eine starke Veränderung der Siedlungslandschaft als auch eine Verdrängung der alamannischen Sprache durch die fränkische zur Folge gehabt habe. Im Frankenreich der Merowinger sei Ladenburg zwar an der Peripherie situiert gewesen, habe aber bereits im 7. Jahrhundert über einen eigenen ‚Königshof‘ (*palatium*) mit entsprechender Ausstattung verfügt, bevor die damit verbundenen Rechte in die Hand der Bischöfe von Worms übergegangen seien, während gleichzeitig im Umland von Ladenburg, also in dem seit 763 bezugten Lobdengau, durch Schenkungen und sonstige Übereignungen das im Jahr 764 gegründete Reichskloster Lorsch seine Besitzungen ausgedehnt habe.

1 Die entsprechenden Überlegungen sind eingeflossen in den Begleitband zu der Ladenburger Ausstellung „Große Welten – Kleine Welten“: Damminger u. a. 2017.

2 Vgl. etwa Schaab 1987.

Ein wesentliches Ziel des vorliegenden Bandes besteht in der Überprüfung der Validität dieser ‚Meistererzählungen‘ in Bezug auf die Kleinregion am unteren Neckar und deren Zentrum in Ladenburg, und zwar anhand neuer, hier teilweise erstmals vorgestellter archäologischer Befunde und Funde sowie innovativer Interpretationsmodelle, die sich aus der Auseinandersetzung mit schon länger bekannten Zeugnissen ergeben. Den Ausgangspunkt bildet ein Blick auf den vorhandenen Bestand an schriftlichen Quellen zu den fraglichen Epochen.

LADENBURG UND DER LOBDENGAU ZWISCHEN ANTIKE UND MITTELALTER IM SPIEGEL DER SCHRIFTLICHEN QUELLEN

Die hier in den Fokus genommene Epoche vom (mittleren) 3. bis zum 9./10. Jahrhundert erweist sich mit Blick auf Ladenburg und die Region am unteren Neckar als äußerst arm an schriftlichen Quellen, was zu dem – auf den ersten Blick nicht gänzlich unbegründeten – Verdikt einer Periode der ‚dunklen Jahrhunderte‘ geführt hat. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass in der umfangreichen Stadtgeschichte von Ladenburg, welche zum Jubiläumsjahr 1998 erschien, dieser Zeitabschnitt zwar behandelt wird, aber verteilt auf mehrere Kapitel, in denen zudem der Fokus nur teilweise auf Ladenburg selbst liegt, so dass kein stimmiges Gesamtbild entstehen kann.³

Ein kurzer Überblick zu den wichtigsten Schriftquellen zur Geschichte von Ladenburg vom 3. bis zum 10. Jahrhundert mag die damit verbundene Problematik verdeutlichen: Epigraphische Zeugnisse fallen für die Zeit nach der Mitte des 3. Jahrhunderts gänzlich aus. Inschriftlich belegt ist die unter Kaiser Trajan zu Beginn des 2. Jahrhunderts eingerichtete Stadtgemeinde der *civitas Ulpia Sueborum Nicrensium* als administrative Einheit letztmalig auf zwei Leugensteinen aus *Lopodunum* selbst sowie aus Heidelberg-Bergheim, welche als Huldigungen der *civitas* an die regierenden Kaiser Valerianus und Gallienus gestaltet waren und demnach in den (mittleren) 250er-Jahren zur Aufstellung kamen – jeweils als zeitlich jüngste Stücke einer umfangreicheren Gruppe von Leugensteinen.⁴

Literarische Zeugnisse, welche auf die Situation der Region am unteren Neckar eingehen,

gibt es hingegen noch für das 4. Jahrhundert – mit einer besonderen Verdichtung in der Regierungszeit von Kaiser Valentinian I., der sich selbst wiederholt am nördlichen Oberrhein aufgehalten hat, um von hier aus Feldzüge gegen die Alamannen zu dirigieren sowie ein umfangreiches Befestigungsprogramm zu initiieren. Wichtige Autoren dieser Periode waren der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, der Rhetor Symmachus, der im Auftrag des Senats mehrere Lobreden auf Valentinian I. in dessen Residenz in Trier hielt, sowie der Prinzenzieher und Dichter Ausonius. Von Ausonius stammt die letzte explizite Erwähnung des antiken städtischen Zentrums von Ladenburg, welches als *Lupodunum* in dem um 370/75 entstandenen Gedicht *Mosella* im Zusammenhang mit einem der Alamannen-Feldzüge Valentinians auftaucht: Die Stadt Trier sieht „die vereinigten Triumphe sowohl des Vaters als auch des Sohnes [Valentinians I. und Gratians] ... / nachdem die Feinde über den Neckar bei Ladenburg / und über die Quelle der Donau, die den lateinischen Annalen unbekannt ist, vertrieben worden waren“.⁵ Zur selben Zeit spielte offenbar auch Symmachus in einer seiner Lobreden auf den Ort an, als er die Aktivitäten Valentinians I. in der Region am unteren Neckar feierte und in diesem Kontext auf das Verhalten der Menschen, welche in der Nachbarschaft einer ehemaligen, mittlerweile weitgehend verlassen römischen Stadt lebten, einging, bei der es sich um Ladenburg gehandelt haben könnte: „Es peinigten das Volk [der Alamannen], das sich des Raubes bewusst war, die alten Spuren und Inschriften der einstmaligen römischen Kolonie, die sein Verbrechen verrieten. ... In dieser Sache offenbarte sich der Sinn des Siegers [Valentinians], der die Überreste der wiedergewonnenen Stadt transferierte. Denn er zeigte, dass er auch hätte wiederherstellen können, was er zu versetzen vermochte“.⁶

In der Zeit danach schweigen die schriftlichen Quellen zu Ladenburg und dessen Umgebung für fast 400 Jahre völlig. Eine angeblich von dem Merowingerkönig Dagobert I. im Jahr 628 ausgestellte Urkunde ist nämlich, wie **Christian Stadermann** in seinem Beitrag zu diesem Band ausführlich darlegt, in der neueren Forschung als Fälschung des späten 10. Jahrhunderts erwiesen worden.⁷ In dieser Urkunde, die unter anderem von der Übertragung der *civitas Lobedunburg* zu-

3 Die Epoche der Spätantike wird bei Sommer 1998, 179–184 nur am Rande und mit Fokus auf den *burgus* abgehandelt (unter der bezeichnenden Überschrift „Letzte Bemühungen“), während Probst 1998, 214–219 die ihm bekannten archäologischen Befunde aus dem Frühmittelalter knapp zusammengestellt hat.

4 CIL XIII 9103 = CIL XVII 2, 635 (Ladenburg); CIL XIII 9111 = CIL XVII 2, 643 (Heidelberg-Bergheim); dazu Wiegels 2000, 73–79; 191–193.

5 Auson. Mos. 420–426; dazu Shanzer 1998, bes. 210 zu der hier wiedergegebenen Übersetzung. Diese letzte Erwähnung von *Lopodunum* ist gleichzeitig auch die einzige in der antiken Literatur – der Ort an der Peripherie der römischen Welt war in der Regel nicht bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit der Schriftsteller auf sich zu ziehen.

6 Symm. or. 2, 16; s. Pabst 1989, 77, 145.

7 MGH D Merov. 1, 30.

sammen mit der dortigen Königspfalz (*palatium nostrum*), weiteren Gebäuden, Weinbergen, Feldern und Weiden sowie der gesamten Zolleinnahmen (*teloneum*) und eines Marktes (*mercatum*) aus der Hand des Königs an den Bischof von Worms spricht, ist augenscheinlich kein wie auch immer gearteter ‚historischer Kern‘ enthalten; sie kann daher nicht als Quelle für das merowingische Ladenburg herangezogen werden. Die Existenz eines ‚Königshofs‘ in Ladenburg ist somit für das 6./7. Jahrhundert nicht zu erweisen. Frühestens in karolingischer Zeit könnte dort ein solches *palatium* bestanden haben; ein Königsbesuch in Ladenburg ist zuerst für das Jahr 874 sicher bezeugt, als sich Ludwig der Deutsche in der Stadt aufhielt und dort eine Urkunde ausstellte.⁸ In wessen Besitz sich das anzunehmende *palatium* zu dieser Zeit befand, ist nicht zu klären.

Um die Mitte des 8. Jahrhunderts begegnet uns Ladenburg erstmals wieder in der Lorscher Überlieferung als Ausstellungsort von Privaturkunden: Zum Jahr 755/56 wird *Lobedenburc* in einer Urkunde genannt, die in Botzheim bei Ladenburg ausgestellt worden war.⁹ Für die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts existiert dann eine Reihe weiterer Erwähnungen von Ladenburg im Lorscher Codex, und für das Jahr 787 wird erstmals – eher beiläufig – eine Kirche in Ladenburg erwähnt.¹⁰ Bemerkenswert hierbei ist, dass der im 8. und 9. Jahrhundert verwendete Ortsname *Lobedenburc*, *Lobedunburg* oder *Lobuduna*¹¹ im regionalen Kontext aus der Reihe fällt¹² und verrät, dass es vor Ort eine Kontinuität romanisch-sprachiger Bevölkerungsteile gegeben haben dürfte, welche den antiken Ortsnamen über mehrere Lautverschiebungen hinweg in das Frühmittelalter tradierten, bevor ihm schließlich das germanische Suffix *-burg* angefügt wurde, welches wiederum auf den nach wie vor erkennbaren Charakter einer umwehrten Siedlung verwiesen haben dürfte (dazu u.).¹³ Eine solche Ortsnamens- und sprachliche Kontinuität muss jedoch nicht notwendigerweise mit einer direkten und ununterbrochenen Siedlungskontinuität am Ort des antiken *Lopodunum* und der späteren mittelalterlichen Stadt in Verbindung gestanden haben. Da sich letztere, wie wir noch sehen werden, zumindest beim momentanen Forschungsstand nicht erweisen lässt, ist vielmehr davon auszugehen,

dass auch in unmittelbarer Umgebung des antiken Zentrums siedelnde Gruppen für eine Tradierung des alten Ortsnamens gesorgt haben könnten – dies bleibt jedenfalls ein auffälliges Phänomen, das gegen zu scharf angesetzte Brüche im Sinne des oben vorgestellten Narrativs spricht.

Ähnliche Überlegungen können in Bezug auf die regionalen administrativen Einheiten angestellt werden: Für die römische Epoche ist die Gebietskörperschaft der *civitas Ulpia Sueborum Nicrensiium* (CVSN) bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts bezeugt, wie wir bereits gesehen haben. Deren genaue Ausdehnung ist zwar aus den uns vorliegenden Quellen nicht bekannt; sie dürfte aber in Ost-West-Richtung vom Rhein bis in den Odenwald gereicht haben – möglicherweise unter Einschluss des *vicus Saliobrigensis* bei Sinheim-Steinsfurt. Im Norden könnte die Grenze zur nördlich benachbarten *civitas Audeiensiium* etwa auf der Höhe der Weschnitz gelegen haben, im Süden dürfte der *vicus* von Stettfeld, dessen römischen Namen wir nicht kennen, ebenfalls noch zur CVSN gehört haben. Der Hauptort der CVSN und damit der Sitz von Stadtrat und städtischen Magistraten war unzweifelhaft *Lopodunum*, das ebenfalls den Status eines *vicus* besaß.¹⁴ Über mögliche Gebietseinteilungen am unteren Neckar ist für die alamannische Epoche nichts Genaueres bekannt; allerdings steht zu vermuten, dass sich in diesem Bereich der Herrschaftsbezirk (*pagus*) des alamannischen ‚Königs‘ Hortarius befand, dessen ‚Residenz‘ sich ebenfalls in Ladenburg befunden haben könnte (dazu u.). Für die nachfolgende Zeit fehlen uns weitere Informationen, bevor kurz nach der Mitte des 8. Jahrhunderts erstmals der Lobdengau bzw. dessen Grafen in der schriftlichen Überlieferung auftauchen.¹⁵ Der Lobdengau erstreckte sich vom Rhein bis in den Odenwald sowie nördlich und südlich des Neckars bis auf die Höhe von Lampertheim bzw. Wiesloch.¹⁶ Der Lobdengau war im Gegensatz zu anderen frühmittelalterlichen Gauen in der Region östlich des Rheines, welche in der Regel geographische Bezeichnungen trugen, nach einem Ort, eben Ladenburg, benannt, der unzweifelhaft dessen Zentrum darstellte. Ladenburg wird in den Quellen des 8. Jahrhunderts zudem mehrfach als *civitas* bezeichnet, teilweise kombiniert mit dem Adjektiv *publica*. Letz-

8 MGH D LdD. 156. Zu den für Ladenburg belegten Königsaufenthalten (der zeitlich nächste ist für Heinrich II. im Jahr 1007 bezeugt) s. Maurer 2004, 346 f.

9 CL II Nr. 429: *actum in villa Buttlesheim iuxta Lobedenburc*.

10 CL II Nr. 348: *attingit ad ecclesiam in Lobedenburg*. Das Patrozinium dieser Kirche wird hier nicht genannt; es könnte sich um die spätere Galluskirche, welche im Areal der ehemaligen römischen Forumsbasilika errichtet wurde, gehandelt haben.

11 Für diese und weitere Varianten des Ortsnamens in frühmittelalterlichen Quellen s. die Aufstellung bei Probst 1996, 60, 65.

12 Vgl. zum größeren Kontext Kleiber 1996.

13 Vgl. Kleiber 1969 und Probst 1996; skeptisch zu dieser These äußert sich Schaab 1987, 41 f.

14 Belegt sind die *vicani Lopodunenses* auf verschiedenen Sitzstufeninschriften aus dem Theater von *Lopodunum*; so in CIL XIII 6421A–D = ILS 7103; vgl. Wiegels 2000, 63–70.

15 Vgl. hierzu Trautz 1953; Probst 1998, 232–246.

16 Vgl. die Karte am Ende des Buches von Trautz 1953.

teres deutet auf Königsbesitz in Ladenburg und somit auf eine direkte Beziehung zum Herrscher während der karolingischen Epoche hin.¹⁷ Das ist durchaus hervorzuheben, denn es spricht alles dafür, dass Ladenburg auch im Frühmittelalter weiterhin eine nicht zu unterschätzende zentralörtliche Funktion für die Region am unteren Neckar besaß – und dies trotz der starken Veränderungen im Siedlungsbild, welche dem Ort nun einen eher dörflichen Charakter verliehen (vgl. u.), wobei für eine solche Einschätzung die Parameterfestsetzung, also die Frage, was wir eigentlich in der jeweiligen Epoche unter einer ‚Stadt‘ verstehen möchten, von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Die räumliche Ausdehnung der römischen CVSN (soweit diese rekonstruierbar ist; s. o.) und des frühmittelalterlichen Lobdengaus sowie der jeweilige Bezug auf Ladenburg als Zentralort dieser Einheit scheinen somit durchaus vergleichbar, wenn auch nicht deckungsgleich gewesen zu sein. Fraglich ist jedoch, ob sich hierin irgendeine Form von institutioneller Kontinuität widerspiegelt. In letzterem Falle müsste man annehmen, dass trotz der zu erschließenden, augenscheinlich bald nach dem ‚Limesfall‘ erfolgten Auffassung der administrativen Strukturen der *civitas*¹⁸ diese als mentales (und eventuell auch juristisches) Konzept noch fortgelebt hätte, um dann möglicherweise in der Merowingerzeit einen Kernbestand königlichen bzw. fiskalischen Besitzes am unteren Neckar zu begründen. Hierfür haben wir jedoch keinerlei belastbare Quellenbelege, und auch ansonsten erscheint eine solche Rekonstruktion reichlich spekulativ.

Zum Umland von Ladenburg besitzen wir erst mit dem Einsetzen der Lorscher Überlieferung um die Mitte des 8. Jahrhunderts wieder eine schriftliche Quellenbasis. Diese enthält neben den zahlreichen hier erstmals bezeugten Namen frühmittelalterlicher Siedlungen¹⁹ auch Hinweise auf die sich in dieser Epoche herausbildenden grundherrschaftlichen Strukturen, die in dem Beitrag von **Claus Kropp** ausführlicher behandelt und mit der archäologischen Evidenz abgeglichen werden, wobei sich letzteres nach wie vor schwierig gestaltet. Als Grundherrschaftsträger treten im Lorscher Codex außer dem hier nur am Rande vorkommenden König geistliche Institutionen, insbesondere die Abtei Lorsch und das Bistum Worms, sowie Privatleute – Angehörige der Ober-

schicht und sonstige Freie – auf. Den Urkunden lassen sich wichtige Erkenntnisse zur frühmittelalterlichen Landwirtschaft in der Region entnehmen, etwa zum Weinanbau in Neckarhausen.

Wie einige weitere Urkunden, die **Christian Stadermann** in seinem Beitrag bespricht, deutlich machen, bestanden die königlichen Besitzungen und Rechte in Ladenburg noch im früheren 9. Jahrhundert, d. h. unter Ludwig dem Frommen (814–840), fort. Erst danach setzte ein schrittweiser Prozess ein, in dessen Verlauf diese zunehmend in die Hände der Bischöfe von Worms gerieten.²⁰ So wurde 953 das letzte Drittel der Ladenburger Zolleinnahmen durch Otto I. an den Bischof von Worms übertragen;²¹ wann genau die beiden übrigen Drittel an das Bistum gelangt waren, ist hingegen unbekannt. 965 befand sich auch eine der Ladenburger Kirchen in Wormser Besitz.²² Die Wormser Bischöfe hatten aber durchaus Konkurrenten in der Region, so insbesondere die Grafen des Lobdengaus (die augenscheinlich noch um 940 in oder bei Ladenburg zu Gericht saßen)²³ und das Kloster Lorsch, das seine Besitzungen im Umland vermehrte (s. o.), jedoch in Ladenburg selbst kaum Fuß fassen konnte. Es war offenbar gerade der Versuch, sich dieser Konkurrenz zu erwehren, die Bischof Hildebold von Worms (977–998) im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts dazu brachte, in der ihm unterstehenden königlichen Kanzlei einen größeren Komplex gefälschter Urkunden herstellen zu lassen, durch welche die Wormser Ansprüche auf Ladenburg und Umgebung weit in die Vergangenheit zurückgeführt wurden – bis hin zu der bereits besprochenen Dagobert-Urkunde als dem vermeintlich frühesten Zeugnis. Diese Bemühungen waren insoweit von Erfolg gekrönt, als es den Wormser Bischöfen im frühen 11. Jahrhundert unter Heinrich II. tatsächlich gelang, die letzten noch verbliebenen königlichen Rechte in Ladenburg an sich zu ziehen, darunter auch das Grafenamt des Lobdengaus im Jahr 1011.²⁴

HISTORISCHE MODELLE: ZWISCHEN RÖMERN, ALAMANNEN UND FRANKEN

Aus dem hier knapp skizzierten Befund der literarischen Quellen zum spätantik-frühmittelalterlichen Ladenburg (oder zutreffender: aus deren

17 So in CL II Nr. 274 aus dem Jahr 765 als *civitas publica Lobdenensis*; zur Bedeutung der Bezeichnung *civitas publica* vgl. Zotz 1990, bes. 82 f.

18 So dürften sich vor allem die städtischen Verwaltungsstrukturen wie der *ordo decurionum* relativ rasch aufgelöst haben. Hierfür gibt es zwar keinen expliziten Beleg; dafür spricht aber das völlige Schweigen unserer Quellen zu *civitas*-Strukturen im rechtsrheinischen Gebiet für die Zeit nach 260,

während es entsprechende Belege für das Linksrheinische für das spätere 3. und 4. Jahrhundert durchaus gibt; dazu Damminger u. a. 2017, 59–65.

19 Vgl. hierzu Haubrichs 1990.

20 Vgl. zu diesen Prozessen auch Büttner 1958 u. 1975.

21 MGH D O. I. 161.

22 MGH D O. I. 310.

23 Vgl. CL II Nr. 532: *in publico mallo apud Lobeddenburg*.

24 MGH D H. II. 227.

weitgehendem Fehlen) folgt, dass selbst einige in ihrer längerfristigen Bedeutung zentrale historische Vorgänge in ihren konkreten Auswirkungen auf die Region am unteren Neckar nur schwer zu rekonstruieren sind. Drei Beispiele hierfür seien noch einmal kurz aufgegriffen: Zum ersten die Frage, wie der ‚Limesfall‘ in seinen einzelnen Etappen und auch in deren chronologischer Ansetzung zu modellieren ist und welche Auswirkungen dieses Ereignis oder dieser Prozess (je nach Sichtweise) auf die Menschen, welche in *Lopodunum* und dessen Umgebung lebten, hatten. Fast alle Aspekte dieses Vorgangs sind in der modernen Forschung umstritten.²⁵ Das liegt hauptsächlich daran, dass die Schriftquellen zu diesem zumindest aus der regionalen Perspektive epochalen Vorgang fast völlig ausfallen – hierbei wurde nämlich keine Provinz des Imperium Romanum in Gänze geräumt, sondern lediglich (kleinere) Teile der *Germania superior* (östlich des Rheines) und der *Raetia* (nördlich der Donau). In Rom scheint das nur geringe Aufmerksamkeit erregt zu haben. Die Voraussetzungen für eine Rekonstruktion des ‚Limesfalles‘ sind also nicht allzu günstig; immerhin kann hierbei eventuell ein Blick auf andere Räumungsvorgänge während des 3. Jahrhunderts, insbesondere in der Provinz *Dacia*, eine weitere Perspektive einbringen, was im vorliegenden Band **Nicolai Futás** unternimmt. Als mögliches Modell für eine Darstellung des ‚Limesfalles‘ ergibt sich daraus Folgendes: Der Ausgangspunkt könnten ein von der Zentrale aus strategischen Gründen angeordneter und einigermaßen geordnet ablaufender Abzug der verbliebenen militärischen Einheiten vom Limes sowie ein damit in Verbindung stehender Verzicht auf eine fortdauernde Kontrolle der rechtsrheinischen Gebiete durch die Provinzialverwaltung gewesen sein. Auch wenn sich dies über einen längeren Zeitraum hingezogen haben sollte, worauf einige neuere numismatische Befunde hindeuten könnten, ging der Anstoß hierfür wohl doch von einer kaiserlichen Entscheidung aus, welche in den frühen 260er-Jahren getroffen worden sein dürfte und somit in den Kontext des Bürgerkrieges zwischen Gallienus und Postumus gehören sollte.²⁶ Die Initiative hierfür wird zwar in den wenigen und zudem unzuverlässigen Quellen dem Gallienus zugeschrieben, lässt sich aber eher auf Seiten des Postumus sehen (dazu u.).

Noch unklarer ist, was mit der Zivilbevölkerung im Hinterland des Limes geschah. Das beginnt mit der Frage, ob es für diese eine Art Evakuierungsbefehl von oben gab (was nicht ausgeschlossen werden kann) oder ob die Menschen zur Selbsthilfe greifen mussten. Für ein gewisses Maß an lokaler Organisation während dieser Phase sprechen nicht wenige archäologische Befunde an verschiedenen Orten des Limeshinterlandes, die hier von **Alexander Heising** diskutiert werden. Diese deuten auf ‚Aufräumarbeiten‘, Einplanierungen und gezielte Deponierungen von Monumenten gerade (aber nicht nur) im kultischen Bereich hin. Zu letzteren gehörte auch die Verbringung der beiden Leugensteingruppen von Ladenburg und Heidelberg-Bergheim (s. o.) jeweils in einen Keller, wo sie sorgfältig niedergelegt und teilweise abgedeckt wurden. Es ist jedoch unklar, wann genau dies geschah, und vor allem, wer bei dieser und anderen vergleichbaren Vorgängen die daran beteiligten (Haupt-)Akteure waren. Ferner ist nicht sicher, ob tatsächlich die Gesamtheit der Bürger abzog (und wenn ja, wohin) oder ob ein Teil vor Ort verblieb. In der Regel wird eher ersteres angenommen, weil die Fortdauer eines ‚romanischen‘ Bevölkerungsanteils an der Existenz einer spezifischen materiellen Kultur gemessen wird, welche sich nach 260 höchstens noch in schmalen Ausschnitten erkennen lässt. Das berücksichtigt aber vielleicht zu wenig, dass die im Rechtsrheinischen verbliebenen Menschen sich kulturell umorientiert haben könnten, gerade im Kontakt mit hinzukommenden Neusiedlern, die es mit Sicherheit ebenfalls gab.²⁷ Zu letzteren zählten insbesondere Menschen mit einer ‚germanischen‘ Kulturprägung, von denen einige, wie neuere Forschungen erwiesen haben, bereits vor dem ‚Limesfall‘ in der Region ansässig waren und dort verblieben, was die Verhältnisse noch komplexer erscheinen lässt und zugleich davor warnt, den Bruch, den man mit den Ereignissen um 260 n. Chr. verbindet, zu stark zu betonen.²⁸

Frühere Vorstellungen einer großflächigen ‚Landnahme‘ eines bereits festgefügtigen ‚Volkes‘ der Alamannen in einem mittlerweile bevölkerungsleeren Dekumatland sind in der neueren Forschung durch Modelle ersetzt worden, die von einem länger andauernden Einsickern kleinerer Gruppen aus Mittel- und Norddeutschland in die Gebiete östlich des Rheines ausgehen.²⁹ Dort verbanden sich die Neusiedler mit den Res-

25 Zu verschiedenen Rekonstruktionen des ‚Limesfalls‘ vgl. beispielsweise Nuber 1990; Unruh 1993; Strobel 1999; Drinkwater 2007, 51–63; Witschel 2011, 35–44 sowie zuletzt Damminger u. a. 2017, 48–76. Der Beitrag von Alexander Heising in diesem Band diskutiert weitere historische Modelle zum ‚Limesfall‘, darunter dasjenige von Reuter 2007, nach dem der raetische Limes bereits um 254 n. Chr. ein gewaltsames Ende gefunden hätte, was aber ebenfalls methodische Probleme aufwirft.

26 Zum Bürgerkrieg zwischen Postumus und Gallienus sowie zu den damit verbundenen chronologischen Problemen vgl. Jehne 1996 u. Dietz 2012.

27 Ein bedeutsamer Beleg hierfür ist das Brandgrab von Heidelberg-Rohrbach aus dem späten 3. Jahrhundert; dazu Schach-Dörges 1998.

28 Dies haben vor allem die Forschungen von Sven Jäger gezeigt; s. Jäger 2019.

29 Zu der kontrovers diskutierten Frage der Ethno-

Fortsetzung siehe nächste Seite

ten der vor Ort verbliebenen Provinzialbevölkerung sowie mit bereits in der Region ansässigen Menschen germanischer Prägung, und hieraus erwuchs schließlich – nicht zuletzt durch die römische Außensicht – eine neue ethnische Identität der zwischen Rhein und ehemaligem Limes lebenden Menschen als *Alamanni*. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts wurde die gesamte Region in römischen Quellen als *Alamannia* bezeichnet. Zuletzt ist sogar erwogen worden, dass die Ansiedlung von Menschen germanischer Prägung im Dekumatland im Umkreis des ‚Limesfalles‘ unter römischer Ägide und somit einigermaßen planvoll erfolgt sein könnte, um hier eine ‚Pufferzone‘ zwischen dem Gallischen Sonderreich und dem Herrschaftsgebiet des Gallienus zu schaffen.³⁰ *Lopodunum* wäre hierbei in die Einflussphäre des Postumus gefallen. Es ist aber an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass grundsätzlich auch andere Ablauf-Modelle als das hier vorgestellte denkbar wären.

Ein zweiter bedeutender historischer Vorgang mit (möglichen) Auswirkungen auf die Region am unteren Neckar waren die Auseinandersetzungen zwischen den expandierenden Alamannen (bzw. zwischen einzelnen alamannischen Gruppen unter ihrem jeweiligen Anführer) und den aufstrebenden Franken, die unter der Herrschaft des Chlodwig vereint wurden, am Ende des 5. und zu Beginn des 6. Jahrhunderts.³¹ Hierbei ist schon die Rekonstruktion der Ereignisgeschichte in der historischen Forschung umstritten – bis hin zu der Frage, ob es zu einer, zwei oder gar drei Schlachten zwischen den Alamannen und den Franken kam. Es spricht einiges dafür, dass es mehrere solcher Konflikte gegeben hat, bei denen die Franken jeweils siegreich blieben, so zuletzt um das Jahr 506.³² Für uns interessanter sind jedoch die Folgen dieser kriegerischen Ereignisse, die in den Quellen nur sehr undeutlich zu Tage treten. Nach dem letzten Sieg Chlodwigs begab sich ein Teil der Alamannen unter die Obhut des Ostgotenkönigs Theoderich, der sich für sie einsetzte, indem er im Jahr 507 einen Brief an Chlodwig schrieb.³³ Dieses ostgotische ‚Pro-

tektorat‘ über einen Teil der *Alamannia* bestand bis 536/37 fort, bis auch hier die fränkische Herrschaft einsetzte. Der andere Teil der *Alamannia* ist hingegen augenscheinlich bereits unter Chlodwig an das Frankenreich angeschlossen worden. Dieser Vorgang wird jedoch in den uns zur Verfügung stehenden Quellen nicht ausführlicher beschrieben – so ist nirgendwo von einer flächendeckenden Vertreibung der Alamannen aus ihren angestammten Siedlungsgebieten oder von einer fränkischen Aufsiedlung derselben die Rede.³⁴

Vor allem ist aber zu konstatieren, dass in den Schriftquellen praktisch keine geographischen Angaben darüber zu finden sind, wie weit der direkte fränkische Herrschaftsbereich östliches des Oberrheines im frühen 6. Jahrhundert reichte und wo das ostgotische Protektorat begann. Gemeinhin wird zwar angenommen, dass der nördliche Teil der bisherigen *Alamannia* ‚eingefrankt‘ worden sei, d. h. die Gebiete vom unteren Main bis (mindestens) zum Neckar oder sogar bis zu der Oos-Murg-Linie.³⁵ Hierfür können jedoch lediglich indirekte Zeugnisse in Anschlag gebracht werden, die entweder von unsicherer Natur oder erst deutlich später entstanden sind, so dass sehr fraglich bleibt, ob man sie auf die Zeit um 500 zurückprojizieren darf. Dazu zählen die Angaben bei dem Cosmographen von Ravenna,³⁶ das Gebiet des späteren alamannischen Dukats und somit die ‚Stammesgrenzen‘ im Frühmittelalter; ferner die aus einer hochmittelalterlichen Quelle bekannte Ausdehnung des ‚Alamannenbistums‘ Konstanz sowie insbesondere die fränkisch-alamannische Sprach- bzw. Dialektgrenze. So findet sich am unteren Neckar um Mannheim und Heidelberg das Rheinfränkische, das aus sprachwissenschaftlicher Sicht zum Mitteldeutschen gehört. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob sich diese frühestens in der karolingischen Epoche vage aufscheinenden dialektalen Grenzen bis zum Beginn des Frühmittelalters zurückverfolgen lassen.

Besonders ‚dunkel‘ ist schließlich drittens die Situation im 6. und 7. Jahrhundert: Zwar können wir erkennen, dass spätestens im 8. Jahrhundert

Fortsetzung Anm. 29
genese der Alamannen (und deren Ersterwähnung) vgl. Katalog Stuttgart Alamannen; Hummer 1998; Geuenich 2005; Drinkwater 2007; Damminger u. a. 2017, 77–87.

30 Das ist die These von Sommer 2014.

31 Vgl. zu diesen Ereignissen Geuenich 1998 u. 2009.

32 Die wichtigsten Quellen hierfür sind Greg. Tur. HF 2, 30 u. 37; Ennod. paneg. 72 f.; Agath. hist. 1, 4, 1 u. 1, 6, 1–6 u. 1, 7, 1 sowie der in der folgenden Anm. genannte Brief des Theoderich an Chlodwig.

33 Cassiod. var. 2, 41, 1–3.

34 Am ehesten ließe sich dies noch aus Cassiod. var. 2, 41, 2 herauslesen: *sufficiat innumerabilem nationem partim ferro, partim servitio subiugatam*. Das spricht gewiss für eine harte Vorgehensweise des Chlod-

wig gegen die besiegten Alamannen; diese darf aber – auch angesichts des rhetorischen Charakters des Briefes – wohl nicht überschätzt werden, insbesondere in ihrer längerfristigen Wirkung.

35 Vgl. zum Folgenden Kleiber 1968; Maurer 1974; Geuenich/Keller 1985.

36 Cosm. Rav. 4, 24 u. 26: Die Stadt Mainz wird hier bereits zum Gebiet der Franken (*Francorum patria*) gerechnet, während die am nördlichen Oberrhein gelegenen Städte wie Worms, Speyer und Altrip noch zur *patria Alamanorum* zählen. Was wir hieraus an konkreten Informationen für die Verhältnisse in der Zeit um 500 gewinnen können, bleibt jedoch unklar, auch wenn hier Angaben ostgotischer Autoren eingeflossen zu sein scheinen; dazu Staab 1976.

die fränkischen Könige über weitreichende Besitz- und sonstige Rechte in der *civitas publica* Ladenburg verfügten, die in den nachfolgenden Jahrhunderten schrittweise in die Hände der Bischöfe von Worms übergingen (s. o.), aber es ist nicht bekannt, wann und unter welchen Umständen dieser Königsbesitz in Ladenburg begründet wurde. Somit ist auch nicht zu klären, ob bei diesem Vorgang eine wie auch immer geartete Verbindung zu den administrativen Strukturen der römischen Epoche noch eine Rolle gespielt haben könnte. Auch die möglichen Akteure einer solchen Übertragung sind in den zur Verfügung stehenden Quellen nicht auszumachen. Da die schriftliche Überlieferung bei der Erhellung der vorgenannten Vorgänge weitgehend ausfällt, kommt archäologischen Befunden eine umso größere Bedeutung zu, weswegen diese im Zentrum des vorliegenden Bandes stehen.

DIE ARCHÄOLOGISCHE QUELLENLAGE ZUM SPÄTANTIK-FRÜHMITTELALTERLICHEN LADENBURG – ALTE UND NEUE BEFUNDE

An dieser Stelle sollen zunächst archäologische Befunde und Funde aus Ladenburg selbst diskutiert werden – und zwar sowohl solche, die erst während der letzten Jahre zu Tage getreten sind, als auch solche, die bereits vor Jahrzehnten geborgen wurden, aber weitgehend unbekannt geblieben sind oder einer neuen Interpretation bedürfen. Den Ausgangspunkt für jede Beschäftigung mit dem historischen und kulturellen Erbe von Ladenburg bildet das jahrzehntelange Wirken von Berndmark Heukemes, der oft unter schwierigsten Bedingungen durch seine rastlose Tätigkeit zahlreiche Objekte und Befunde vor der Zerstörung bewahrt hat, so etwa die bekannte Iuppitergigantensäule (s. u.). Diese sind in dem ebenfalls von Heukemes neu gestalteten Lobdengau-Museum zu sehen. Der im Jahr 2009 verstorbene Heukemes wurde für seine Verdienste von der Stadt Ladenburg mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft gewürdigt. Viele der Entdeckungen von Heukemes sind allerdings unveröffentlicht geblieben oder in Vorberichten nur kurz anpubliziert worden.³⁷ In den letzten Jahren konnten dank einer Mittelbereitstellung durch das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg die systematische Erschließung und Inventarisierung der umfangreichen Grabungsta-

gebücher von Heukemes und der zugehörigen Bild- und Fundarchive, die als Teil seines Nachlasses an das Ladenburger Stadtarchiv übergingen, durch **Manfred Benner** vorangetrieben werden.³⁸ Dadurch lassen sich bislang unbekannt Informationen zur Archäologie und Geschichte Ladensburgs für die Forschung fruchtbar machen. In seinem Vortrag auf dem Ladenburger Kolloquium gab Benner zunächst Einblicke in die Arbeits- und Gedankenwelt von Heukemes. Sodann ließ er einige bislang weitgehend unpublizierte Befunde aus der Spätantike, die durch Heukemes untersucht wurden, Revue passieren. Dabei halten nicht alle Deutungen und historischen Schlüsse, die seinerzeit von Heukemes vorgebracht wurden, einer kritischen Überprüfung stand. So scheint es beispielsweise das von Heukemes aufgrund der Entdeckung eines Spitzgrabens in der Ausoniusstraße postulierte und als spätantik angesprochene ‚Kastell III‘³⁹ nicht gegeben zu haben, da bei nachfolgenden Grabungen in diesem Gebiet keine Baustrukturen des 4. Jahrhunderts festgestellt werden konnten.

Weiterhin vermochte Benner am Beispiel des sogenannten ‚Mithräum II‘ in der Trajanstraße 28 zu zeigen, dass die seinerzeit (d. h. im Jahr 1970) von Heukemes aufgezeichnete Befundlage auch anders interpretiert werden kann. Heukemes, der hier einmal mehr mit widrigen Begleitumständen zu kämpfen hatte, meinte eine tief in den Boden versenkte römische Baustruktur gefunden zu haben, auf deren Boden er einen inschriftenlosen Altar barg. Zusammen mit einigen – allerdings nicht stratifizierten – Beifunden wie den Fragmenten eines Schlangengefäßes ergab sich daraus für Heukemes die Interpretation als Mithräum. Eine solche Deutung ist zwar nicht grundsätzlich auszuschließen, kann sich aber nur auf schwache Indizien stützen, von denen keines explizit auf eine Verehrung des Mithras an dieser Stelle hinweist. Die Existenz eines Mithräums ist somit für Ladenburg lediglich durch den Fund des bekannten Mithras-Sol-Reliefs im Kastellweg 7 zu sichern. Aber auch hierbei liegt kein entsprechender Baubefund vor, wie ihn die Bezeichnung ‚Mithräum I‘ suggeriert, denn das Relief wurde im Bereich einer Schuttschicht vor einem Gebäude geborgen – es befand sich also offenbar in einer sekundären Lage und war möglicherweise an dieser Stelle von den Kultanhängern intentionell verborgen worden, worauf sein hervorragender Erhaltungszustand hinweisen könnte.

37 Die Grabungsergebnisse und deren Interpretation durch Heukemes sind zudem, oftmals mündlich übermittelt, in andere Publikationen eingeflossen, so etwa in Schaab 1987, Probst 1998 und Wiegels 2000, wo sie jedoch in der Regel nicht kritisch hinterfragt worden sind.

38 Von Manfred Benner wurde zudem ein Manuskript mit dem Titel „Der Quellenwert der Grabungstage-

bücher des Berndmark Heukemes (1924–2009)“ erarbeitet, das zwar leider aus verschiedenen Gründen nicht in diesem Band abgedruckt werden konnte, das aber bei der Abfassung der Einführung Berücksichtigung fand.

39 Vgl. Sommer 1998, 179 f.

Ein weiterer bedeutsamer Fund aus dem ‚Mithräum II‘ ist ein Fingerring mit der Aufschrift *Vivas in Deo*, der mit hoher Wahrscheinlichkeit als ein christliches Artefakt des 4. oder 5. Jahrhunderts anzusprechen ist.⁴⁰ Hieraus leitete Heukemes eine von ihm phantasievoll ausgemalte historische Deutung ab, laut der das Mithräum noch im 4. Jahrhundert offen gestanden und dann auch von Christen begangen worden sei – eventuell mit der Absicht, das Heiligtum zu zerstören. Dem steht aber entgegen, dass der Fingerring mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Verfüllschicht der unterirdischen Struktur stammt, also gerade nicht mit dessen Nutzungszeit in Verbindung gebracht werden kann. Es handelt sich somit um einen weitgehend kontextlosen Einzelfund. Er kann auch nicht dafür herangezogen werden, die Existenz einer Christengemeinde in Ladenburg während des 4. Jahrhunderts zu postulieren, denn wir wissen nicht, wem er gehörte und wie er nach Ladenburg gelangt ist. Ferner ist anzumerken, dass die Produktion solcher Objekte im Laufe des späteren 4. Jahrhunderts zu einer Art Mode wurde und die darin eingravierten Sprüche eher den Charakter von allgemeinen Segenswünschen hatten. Immerhin ist die Präsenz des vermutlich im Linksrheinischen hergestellten Ringes in Ladenburg ein Hinweis auf fortdauernde Kontakte der dortigen Siedlung mit dem römischen Reichsgebiet – ein Thema, das uns noch mehrfach begegnen wird.

Bereits vor dem ‚Limesfall‘ begann sich das Stadtbild des römischen *Lopodunum* zu wandeln. Zu den wichtigsten Veränderungen gehörte die Errichtung einer umfangreichen Stadtmauer, mit der sich **Janken Kracker** in ihrer Freiburger Master-Arbeit beschäftigt hat, aus der sie auf dem Ladenburger Kolloquium erste Ergebnisse vorstellte.⁴¹ Hierin eingeflossen sind auch Erkenntnisse zu Verlauf und Baugeschichte der Mauer, die sich durch eine rezente Ausgrabung im Norden der Stadt unter Leitung von Britta Rabold ergeben haben.⁴² Ausgehend von den vorliegenden Befunden gelangt Kracker zu der Einschätzung, dass der Bau der Ladenburger Stadtmauer vermutlich im (früheren) zweiten Viertel des 3. Jahrhunderts erfolgt sei. In der Diskussion präziserte Alexander Heising das Datum der Erbauung der Mauer auf die Zeit um 230 n. Chr. Das lässt eine Deutung des Stadtmauerbaues als Notmaßnahme angesichts einer akuten militärischen Bedrohung bzw. als Reaktion auf eine solche – etwa auf den ersten größeren Germaneneinfall von 233 n. Chr. – möglich erscheinen, wie

sie in jüngerer Zeit auch für andere rechtsrheinischen *civitas*-Hauptorte wie Rottenburg oder Dieburg postuliert worden ist.⁴³ Darauf weist auch die rigorose Niederlegung bestehender Wohnbebauung im Vorfeld dieses Bauvorhabens hin, und in eine ähnliche Richtung könnte die eher hastig wirkende Ausführung der Baumaßnahmen in einigen Sektoren deuten. Die im Laufe der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts im Hinterland des obergermanisch-raetischen Limes errichteten Stadtmauern wären somit in erster Linie als Schutzmaßnahme für die Bevölkerung zu interpretieren. In diesem Kontext ist ferner auf die Funde von Waffenteilen und sonstigen Militaria (darunter ein erst kürzlich aufgetauchtes, zweites Dosenortband) aus dem Ladenburger Stadtgebiet zu verweisen, die sich zumindest teilweise in das zweite Drittel des 3. Jahrhunderts datieren lassen.⁴⁴ Diese sind möglicherweise als Indiz für die (temporäre) Anwesenheit regulärer Soldaten oder aber einer Art von Bürgermiliz zu interpretieren, welche die Stadtmauer im Ernstfall besetzt haben könnte. Auf der anderen Seite ist jedoch zu betonen, dass der weite Umfang des Mauerringes sowie das durchaus auf Außenwirkung bedachte (rekonstruierte) Aussehen des Bauwerks mit seinen hakenförmigen Zinnendeckeln aus Sandstein erkennen lassen, dass hier der Gedanke, mithilfe eines eindrucksvollen und von weitem wahrnehmbaren Monuments das städtische Prestige – gerade auch in der Konkurrenz mit den Nachbargemeinden – signifikant zu erhöhen, sehr wohl eine Rolle gespielt haben könnte. Beide Aspekte – Schutz- und Repräsentationsbedürfnis – müssen sich im Übrigen keineswegs gegenseitig ausschließen. Auf jeden Fall handelte es sich bei der Errichtung der Ladenburger Stadtmauer um eine umfangreiche Bauaufgabe, was zeigt, über welche Ressourcen und Organisationsstrukturen die Stadtgemeinde im früheren 3. Jahrhundert noch verfügte. Die Stadtmauer überstand die Vorgänge rund um den ‚Limesfall‘ zumindest in Teilen und muss noch Jahrhunderte lang – in einem mehr oder minder ruinösen Zustand – das Landschaftsbild geprägt haben. Der (partielle) Abbruch des Bauwerks kann aufgrund der in den Ausbruchgruben geborgenen Keramik frühestens ab der karolingischen Epoche vorgenommen worden sein. Hierfür gibt es auch ein wichtiges Indiz in der schriftlichen Überlieferung: Eine wohl in das frühere 9. Jahrhundert zurückreichende Verordnung über die Pflichten der Abhängigen des Wormser Klosters Nonnenmünster zur Lieferung von Bauma-

40 Wiegels 2000, 111 f., 180 f.

41 Eine Zusammenfassung der früheren Erkenntnisse zur Ladenburger Stadtmauer in der römischen Epoche findet sich bei Sommer 1998, 155–160.

42 Rabold 2012.

43 Rottenburg: Gairhos 2008. – Dieburg: Schallmayer 2010.

44 Zu den im Stadtgebiet von Ladenburg gefundenen Militaria s. Lenz-Bernhard 2002, 153–156, Schmidts 2004, 33–35, 84–88, 118 f.; Damminger u.a. 2017, 44–46.

terial nach Ladenburg bezieht sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Instandsetzung der damals offenbar zumindest in Teilen noch genutzten römischen Stadtmauer.⁴⁵

Ein weiterer in diesem Zusammenhang wichtiger Fund ist die bekannte Ladenburger Iuppitergigantensäule, die in der Trajanstraße 19A, also im Süden des römischen Stadtgebiets, von Berndmark Heukemes – einmal mehr unter widrigen Bedingungen – im Jahr 1973 geborgen wurde.⁴⁶ Die Einzelbestandteile der Säule sowie ein zugehöriger Altar wurden in einem römischen Brunnen ‚verlocht‘ angetroffen. Die auf Altar und Säule angebrachten Inschriften verweisen darauf, dass die Monumente von einem Mann namens Novanius Augustus zu einem unbekanntem Zeitpunkt restauriert und auf seinem Grundstück aufgestellt worden sind.⁴⁷ Der Ausgräber hat aus diesem Befund eine historische Interpretation entwickelt, indem er eine zweimalige Zerstörung des Denkmals im Zuge der Alamanneneinfälle von 233 und 260 n. Chr. postulierte. Nach der ersten Zerstörung sei die Wiederherstellung durch Novanius Augustus erfolgt, nach der zweiten die endgültige ‚Verlochung‘ der Säule in dem Brunnen. Vor kurzem ist nun die Säule in einem gemeinsamen Forschungsprojekt von Universität Heidelberg und KIT Karlsruhe umfassend untersucht und mit einem 3D-Laserscanner neu aufgenommen worden (vgl. die Danksagung).⁴⁸ Dabei hat sich herausgestellt, dass der Rekonstruktion von Heukemes mit Vorsicht zu begegnen ist, da sie einige nicht zu beweisende Vorwegannahmen enthält. Die erste Beschädigung der um 200 n. Chr. angefertigten Säule lässt sich aus dem archäologischen Befund heraus nicht genauer datieren. Sie dürfte kaum vor dem zweiten Drittel des 3. Jahrhunderts erfolgt sein, ohne dass sich hierfür ein konkretes historisches Ereignis in Anschlag bringen ließe. Somit bleibt der Grund für diesen Vorgang unklar. Offenbar kam es zu einem größeren Schadensfeuer; möglicherweise kippte dabei eine brennende Hauswand auf die Säule und brachte sie zum Einsturz, worauf Brandspuren an einer Seite des Denkmals hinweisen könnten. Die Spuren deuten somit eher auf einen Unglücksfall als auf eine mechanische Zerstörung hin. Es folgte eine sorgfältige und technisch aufwändige Restaurierung der Säule. Nicht allzu lange danach wurde die Säule erneut beeinträchtigt. Für die chronologische Untergrenze dieses Vorgangs gilt dersel-

be Zeitansatz wie im Fall der ersten Beschädigung – beide Prozesse lassen sich demnach in das mittlere Drittel des 3. Jahrhunderts setzen. Die Gründe für diese zweite Beschädigung sind wiederum ganz unklar; aber auch dieses Mal lassen sich keine Anzeichen einer gezielten mechanischen Zerstörung des Objekts ausmachen. Vermutlich noch einmal von diesem Vorgang zu trennen sind die nachfolgenden Aufräum- und ‚Verlochungs‘-Arbeiten; bei diesen handelte es sich wohl eher um eine Form der pragmatischen Entsorgung von Zerstörungsschutt (vgl. o.), wie sie im größeren Zusammenhang von **Alexander Heising** behandelt wird. Es ist somit keineswegs sicher, dass die an der Ladenburger Iuppitergigantensäule und ihren Verwahr Umständen ablesbaren Vorgänge, auch wenn sich diese dem mittleren 3. Jahrhundert zuweisen lassen, mit Überfällen germanischer Gruppen in Verbindung zu bringen sind.⁴⁹

Bedeutsam für die Frage, wie sich die Geschehnisse rund um den ‚Limesfall‘ auf Ladenburg ausgewirkt haben, ist schließlich der numismatische Befund, den **Susanne Börner** anhand zweier schon länger bekannter, aber bislang praktisch unpublizierter Konvolute von Fundmünzen vorstellt. Besonders wichtig ist eine Gruppe von neun Antoninianen des Postumus, welche beim Neubau des Rathauses von Ladenburg im Jahr 1979 geborgen wurden, leider nicht unter kontrollierten archäologischen Bedingungen. Es bleibt somit der Verdacht, dass die Antoniniane des Postumus zu einem größeren ‚Hort‘ gehört haben könnten, dessen Zusammensetzung wir nicht kennen. Bedeutsam ist ferner, dass die Postumus-Münzen in einem fast prägefrischen Zustand in den Boden gelangten, aufgrund ihres Prägedatums aber (frühestens) um 270 n. Chr. deponiert worden sein können. Unklar bleiben jedoch die Gründe hierfür und auch die beteiligte(n) Person(en). In Verbindung mit dem oben vorgestellten Modell zur Rekonstruktion des ‚Limesfalles‘ ist es möglich, dass der Besitzer des Geldes dieses als loyaler Anhänger des Postumus erhielt, als er sich in *Lopodunum* aufhielt.

Eine Reihe von Befunden und Funden deutet darauf hin, dass Ladenburg auch im späteren 3. und während des 4. Jahrhunderts besiedelt blieb. Bereits Heukemes hat dies frühzeitig erkannt, sein Forschungsansatz war somit in seiner Zeit durchaus innovativ. Die Bevölkerung des Ortes war nun unzweifelhaft erheblich kleiner als während der römischen Periode und die Bebauung

45 Dazu Schäfer 1965.

46 Vgl. Heukemes 1975; Wiegels 2000, 42–51.

47 *Année Epigr.* 2000, 1083/84.

48 Eine detaillierte Publikation der Projektergebnisse ist Vorbereitung; vgl. vorerst Hensen (im Druck). Zudem wird demnächst eine ausführliche Studie von Peter Noelle zu der Ladenburger Iuppitergigantensäule im Kontext vergleichbarer Monu-

mente aus der nördlichen *Germania superior* erscheinen.

49 Zu der Kontroverse um die Interpretation der im 3. Jahrhundert in Brunnen und anderen Vertiefungen ‚verlochten‘ Kultobjekte, die vor allem in den rechtsrheinischen Gebieten angetroffen wurde, vgl. etwa Noelle 2006 und Kousser 2010.

weit weniger dicht. Zudem lässt sich eine Verschiebung des Besiedlungsschwerpunktes in Richtung Süden ausmachen. Das alte römische Stadtareal innerhalb der Mauern von *Lopodunum* war offenbar – wenn überhaupt – nur noch punktuell bewohnt bzw. wurde noch gelegentlich begangen, wie etwa der Anfall spätantiker Münzen zeigt. Größere zu Wohnzwecken genutzte Bauwerke sind hingegen in diesem Sektor nicht nachzuweisen. Das gilt auch für einen von Heukemes postulierten, angeblich spätrömischen ‚Notbau‘ im Bereich des Bischofshofs. **Manfred Benner** konnte herausarbeiten, dass der jeweilige stratigraphische Bezug der beiden von Heukemes für den ‚Notbau‘ in Anschlag gebrachten Trockenmauern nicht zu klären ist. Damit ist trotz der an dieser Stelle gemachten spätantiken Funde eine Datierung der Mauern in diese Epoche nicht gesichert; und noch viel weniger Heukemes' Interpretation der Strukturen als ein von ‚Romanen‘ genutzter ‚Notbau‘. Benner wies zudem darauf hin, dass sich eine Konzentration des spätantiken Fundanfalls entlang der größeren römischen Verkehrsachsen ausmachen lässt.

Weitere feststellbare Aktivitäten in diesem Bereich betreffen die Verfüllung von römischen Kellern. Eine dieser Maßnahmen am Merkurplatz 4 hat Benner durch eine sorgfältige Auswertung der Angaben in den Grabungstagebüchern von Heukemes mit einiger Wahrscheinlichkeit rekonstruieren können: In dem Keller eines abgebrannten römischen Fachwerkgebäudes wurde während des 4. Jahrhunderts auf dem Schutthügel eine Säule, die ursprünglich wohl Bestandteil einer römischen Portikus war, sorgfältig deponiert und so verkeilt, dass sie gegen ein Verrutschen gesichert war. Zudem wurden in der Nähe des Kellereinganges ein Ösenhalsring und ein Schälchen aus Argonnen-Sigillata abgelegt, was eventuell auf eine Art Ritual schließen lässt. Die römischen Großbauten wie der Forum-Basilika-Komplex wurden wohl kaum noch instandgehalten, weil hierfür die nötigen administrativen Strukturen fehlten, und verfielen daher zusehends, ohne dass wir dies im Einzelnen dokumentieren könnten. Einzelne römische Mauerfluchten dürften aber im Frühmittelalter noch aufrecht gestanden haben.

Eine deutliche Konzentration der spätantiken Besiedlung von Ladenburg lässt sich ganz im Süden des römischen Stadtgebiets sowie vor allem südlich der Stadtmauer ausmachen. Dort wurde das Areal der römischen Villa im Gewann ‚Ziegelscheuer‘ wieder genutzt sowie eine Reihe von Grubenhäusern errichtet, die nach dem Zeugnis der in ihnen geborgenen Objekte bis in das spä-

te 4. und zumindest in einem Fall sogar bis in das mittlere 5. Jahrhundert in Benutzung waren.⁵⁰ Sehr viel schlechter sind die zu dieser spätantiken Siedlung gehörigen Gräber bekannt. Lange Zeit wurde angenommen, ein im Bereich des sog. ‚Südforums‘ mehrfach angeschnittenes Gräberfeld mit zahlreichen beigabenlosen Bestattungen sei dieser Periode zuzuweisen;⁵¹ die neueren Forschungen in diesem Bereich, die im vorliegenden Band von **Britta Rabold** und **Uwe Gross** präsentiert werden (vgl. u.), haben jedoch gezeigt, dass die Gräber in die karolingische Epoche zu datieren sind. Somit verbleiben für die Spätantike beim derzeitigen Forschungsstand nur sehr wenige Einzelbestattungen aus Ladenburg selbst, während solche aus dem Umland in etwas größerer Zahl bekannt sind.

Eine neue Situation ergab sich für die Bewohner von Ladenburg im späteren 4. Jahrhundert, als im Bereich des alten römischen Stadtgebiets ein römisches Befestigungswerk mit einem zentralen Turmbau, einem *burgus*, erbaut wurde. Die gut erhaltenen Reste dieses Monuments wurden 1979 beim Bau des neuen Rathauses von Ladenburg entdeckt und von Heukemes dokumentiert, so gut dies unter den obwaltenden Umständen möglich war.⁵² Von Heukemes stammt auch eine danach oft reproduzierte zeichnerische Rekonstruktion der Anlage, welche diese als einen sog. ‚Schiffslände-*burgus*‘ zeigt, also eine zum Neckar hin geöffnete, befestigte Anlegestelle für die Schiffe der spätantiken Rheinflotte. Pate bei dieser Rekonstruktion standen neben den literarischen Beschreibungen des Symmachus⁵³ die Befunde von anderen am östlichen Rheinufer gelegenen spätrömischen Befestigungsbauten, für die man ebenfalls eine Funktion als befestigte Häfen annahm,⁵⁴ wobei deren Lage direkt am Fluss allerdings keineswegs überall zu sichern ist und nach neueren Forschungen auf teilweise angreifbaren Interpretationen des archäologischen Befunds beruht. Auch für Ladenburg war daher eine Neubearbeitung der Ausgrabung von 1979 notwendig. Diese unternahm in den letzten Jahren **Roland Prien**, der im vorliegenden Band die Ergebnisse seiner Untersuchungen vorstellt. Er schlägt eine neue Rekonstruktion der Anlage vor, welche insbesondere bezweifelt, dass sich der Turmbau direkt am Neckar (dessen Verlauf im Ladenburger Stadtgebiet wir für die römische Epoche nicht kennen) befand und mit dem Fluss über Flügelmauern verbunden war. Eine Hafensituation ist somit nicht anzunehmen; vielmehr stand der Turm mit seinen – nur teilweise rekonstruierbaren – Nebenbauten offenbar mehr oder minder frei im Gelände, was nicht zuletzt Aus-

50 Damminger u. a. 2017, 87–99 mit Abb. 43.

51 Sommer 2003, 163 f.

52 Heukemes 1981.

53 Symm. or. 2, 20 u. 28; s. auch Amm. 28, 2, 2–4.

54 Zu dem Modell der ‚Schiffslände-*burgi*‘ vgl. Schleiermacher 1942; Höckmann 1986.